

Universität zu Köln

Humanwissenschaftliche Fakultät

Department für Heilpädagogik und Rehabilitation



**Das bin *Ich*: Identitätssensible und -fördernde Unterstützung und
Begleitung von Menschen mit Komplexer Behinderung**

Eine Handreichung für Fachpersonen und Unterstützer:innen

Carolin Leiers | Lisa Prior | Claudia Lieber

M.A. REHABILITATIONSWISSENSCHAFTEN – REHABILITATION VON MENSCHEN MIT
KOMPLEXER BEHINDERUNG | LEHRSTUHL: PÄDAGOGIK UND REHABILITATION BEI
MENSCHEN MIT GEISTIGER UND SCHWERER BEHINDERUNG

Inhaltsverzeichnis

Einbettung und Relevanz des Themas	1
Identitätstheorie nach E. Erikson	2
Arbeitsdefinition Identität.....	3
Fremdbild	3
Selbstbild	4
Leiberfahrung	4
Externe Faktoren	5
Ausblick für die Praxis	7
Schlussfolgerung und wichtige Hinweise	10
Literaturverzeichnis.....	12
Anhang	i

Abkürzungsverzeichnis

MmKoB	Menschen mit Komplexer Behinderung
UK	Unterstützte Kommunikation
UN-BRK	Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen

Einbettung und Relevanz des Themas

Stößt man auf den Begriff der Identität, gibt es vermutlich viele Assoziationen und Ideen, was dieser beinhalten könnte. Von der grundlegenden Frage ‚Wer bin ich?‘ über Selbstdarstellung und dem Gefühl der Zugehörigkeit bietet das Konzept der Identität viele Interpretationsmöglichkeiten. Eine konkrete, allgemein anerkannte Definition des Begriffs scheint dabei ausbleiben. Im Kontext verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen herrscht jedoch augenscheinlich Konsens darüber, dass die Entwicklung einer Identität die Fähigkeit der Selbstreflexion eines Menschen voraussetzt.

In dieser Handreichung wird der Frage nachgegangen, wie Personen Identität entwickeln und sich dieser bewusst werden, wenn sie eben nicht oder auf andere Art und Weise über die Fähigkeit einer kognitiven Selbstreflexion verfügen. Dabei ist die Bedeutung von Identität für den Personenkreis ‚Menschen mit Komplexer Behinderung‘ (MmKoB) zentraler Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen. Der Name und die Definition des Personenkreises gehen auf Barbara Fornefeld zurück¹. Im Folgenden soll zweischrittig vorgegangen werden: Erstens wird die Voraussetzung aufgezeigt, dass MmKoB sich ihrer Identität bewusst werden können, d.h. wie sie sich selbst in ihrem Selbst, ihren Wünschen, Bedürfnissen und Vorlieben erleben und vor allen Dingen die Auswirkungen einer selbst ausgeführten Handlung erfahren können. Dieser erste Schritt soll zunächst für das Thema der Identität von MmKoB sensibilisieren. Zweitens werden darauf aufbauend Möglichkeiten und handlungsleitende Impulse aufgezeigt, wie der Personenkreis in der Identitätsentwicklung unterstützt werden kann. Die Handreichung richtet sich dementsprechend in erster Linie an Fachpersonal, das mit MmKoB zusammenarbeitet. Aber auch für Angehörige, Freund:innen, Unterstützer:innen und Interessierte kann diese Ausarbeitung einen Überblick über eine theoretische und praktische Auseinandersetzung mit der Identität von Menschen mit Komplexer Behinderung bieten. In Bezug auf den ersten Schritt, die eigene Identität überhaupt wahrnehmen und spüren zu können, kommen die Inhalte der Entscheidungen und Entscheidungsfähigkeit zum Tragen: Um zu wissen, was ich mag, bevorzuge oder ablehne, brauche ich das Bewusstsein, dass mehrere Optionen existieren, zwischen denen ich wählen kann. Ich muss außerdem erfahren, dass meine Entscheidungen eine Auswirkung haben. Im Kontext des Personenkreises ist es im Zuge der Handreichung wichtig, Sensibilität zu schaffen, auch diesen Aspekt zu berücksichtigen und MmKoB immer wieder Auswahl- und Erfahrungsmöglichkeiten zu bieten. Dies ist weitergehend das Fundament für alle weiteren Entwicklungsmöglichkeiten.

Die Handreichung fußt auf der UN-BRK, die das Recht auf Teilhabe und Selbstbestimmung für Menschen mit Behinderung in Artikel 3, 4 und 5 festhält. Das Thema der Identität und somit auch der Möglichkeit der individuellen Persönlichkeitsentfaltung unterliegt dementsprechend nicht nur einer normativen und moralischen Verpflichtung gegenüber dem Personenkreis MmKoB, sondern ebenso einer rechtlichen Untermauerung.

¹ Für eine genauere Definition des Personenkreises MmKoB siehe Anhang I

Identitätstheorie nach E. Erikson

Als Kontrastfolie zu dem in dieser Handreichung verwendeten Identitätsbegriff wird im Folgenden auf die Identitätstheorie nach Erik Erikson eingegangen. Vor allem Eriksons Phasenmodell zur Identität prägt interdisziplinäre Identitätstheorien bis heute. Obwohl Eriksons Überlegungen wichtige Impulse für die Identitätsforschung liefert und die Basis vieler entwicklungspsychologischer Ansätze ist, zeigt sich an seinem Beispiel deutlich ein Vergessen und Ausschließen von Menschen mit komplexer Behinderung.

In Anlehnung an Freuds Psychoanalyse bedeute die persönliche Identität (Ich-Identität) für Erikson all das, was einen Menschen nach außen einzigartig und unverwechselbar macht. Identität umfasse jedoch auch die Verwurzelung einer Person in der Gesellschaft (Conzen 2020, S.25ff.). Eriksons Fokus liege auf der sogenannten „Ich-Identität“ und beinhalte das Wissen bzw. das Gefühl, man selbst in Abgrenzung zu anderen Menschen zu sein. Auch der Umwelt kommt eine entscheidende Rolle zu (ebd., S.33). Erikson thematisiert den genetischen Faktor der Identitätsentwicklung vor allem durch das Phasenmodell, das den gesamten Lebenszyklus eines Menschen abbildet. Der Lebenszyklus beinhaltet eine „Abfolge von psychosozialen Krisen“ (ebd., S.37), die bewältigt und in das eigene Leben integriert werden müssen. Diese Krisen stellen jedoch nicht nur etwas Negatives dar, sondern bedeuten gleichzeitig auch immer ein gewisses Wachstumspotential, das abhängig von der individuellen Biographie ist (ebd.).²

Im Hinblick auf den Personenkreis MmKoB kritisch zu betrachten ist die von Erikson beschriebene und von Conzen aufgegriffene „Ich-bin-ich-Erfahrung“ (ebd., S.26), die Voraussetzung für Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit ist. Sie wird als „unabdingbare Voraussetzung aller Reflexionsfähigkeit und geistiger Gesundheit“ (ebd., S.26) beschrieben. Menschen, die zu dieser Differenzierung und zu einem Abstraktionsniveau des Selbst nicht fähig sind, werden dabei außer Acht gelassen. Allgemein zielt Eriksons Identitätstheorie auf die Fähigkeit der Selbstreflexion eines Menschen ab, die nicht jeder Person (auf dieselbe Art und Weise) möglich ist. Des Weiteren bleibt der Aspekt des Phasenmodells kritisch, insbesondere hinsichtlich der Annahme, dass Identität erst in der Pubertät eines Menschen entstehe (ebd., 92ff.). Diese Annahme widerspricht sowohl dem Ausgangspunkt einer universellen Identität jedes Menschen von Geburt an als auch der normativen Vorstellung, jeder Mensch sei beim Erreichen der Pubertät auf einem ähnlichen kognitiven Stand. Ergänzend führt auch Schuppener in ihrer Dissertation (2005) die Ausarbeitungen von Marcia (1964) an: Identitätszustände laufen nicht entlang von Phasen ab, sondern sind reversibel und bilden sich unabhängig von Alter und Zeit. Das Erleben der eigenen Identität und Biographie verläuft bei jedem Menschen unterschiedlich. Abhängig von den Erfahrungen und sozialen Impulsen sind bei Menschen mit wie ohne Behinderung sowohl konstruktive und fortschreitende als auch negative, stagnierende Identitätsentwicklungen oder -prozesse möglich (ebd., S.36f.).

² Für eine ausführliche Darstellung des Phasenmodells nach Erikson siehe Anhang II

Arbeitsdefinition Identität

Im Sprachgebrauch wird der Begriff ‚Identität‘ oftmals als Synonym für das Ich verwendet: ein Selbst mit individuellen Denkweisen, Vorlieben, Verhaltensmustern, begründet in der eigenen Biographie. Für andere machen wir unsere Identität sichtbar, z.B. durch die Art zu sprechen oder sich zu kleiden. Insofern gehört die Entscheidung für oder gegen Kleidungsstile oder Aktivitäten etc. zur Identität dazu. Insbesondere, weil sie in vielen Fällen in der Möglichkeit des Ausdrucks der Identität, d.h. der Sichtbarmachung des eigenen Ichs eingeschränkt sind, werden Menschen mit komplexer Behinderung häufig als „identitätslos“ (Schuppener 2005, S.32) betrachtet. Wie also definiert man den Begriff Identität, wenn MmKoB nicht per Definition ihre Identität abgesprochen werden soll?

Eine einheitliche, anerkannte Definition von Identität ist nicht gegeben, wie Schuppener in ihrer Dissertation zusammenfasst (ebd., S.32f.). Weithin verwendete Identitätsbegriffe, wie beispielsweise nach Erikson, werden der Lebensrealität des Personenkreises nicht gerecht. In diesem Kapitel wird daher eine Arbeitsdefinition erarbeitet, die es ermöglicht, Identität als etwas universell Menschliches und von individuellen, körperlichen Gegebenheiten wie Behinderung Unabhängiges zu begreifen. Suhrweiler und Schuppener legen für diese Arbeitsdefinition die theoretische Basis: Jeder Mensch hat eine Identität, die universell und von Geburt an besteht (ebd., S.17ff.). Es gelten die folgenden Grundsätze: Menschen mit Behinderung sind lern- und entwicklungsfähig. Sie haben eine eigene Persönlichkeit und verfügen über denselben Wert und dieselbe Würde, die jedem Menschen mit seiner Geburt unverlierbar verliehen werden (ebd., S.17ff./ Suhrweiler 1999, S.11ff.). Im Mittelpunkt stehen die Menschen mit komplexer Behinderung selbst sowie all ihre Erfahrungen und ihre Lebenswirklichkeit. Frey und Hausser halten darüber hinaus fest, dass Menschen in Hinblick auf ihre Identitätsentwicklung abhängig vom Feedback ihrer Umwelt sind (1987, S.4f.).

Im Folgenden wird der Identitätsbegriff in seinen drei konstituierenden Ebenen vorgestellt: Dabei handelt es sich um das Fremd- und Selbstbild und die Leiberfahrungen. Diese Elemente stehen in einer ständigen Wechselwirkung zueinander, bedeuten jedoch jeweils auch einen eigenständigen Teil des Identitätskonstrukts. Fremd- und Selbstbild sowie das Erleben der eigenen Identität vollziehen sich für den Personenkreis häufig über die Leiberfahrungen.

Fremdbild

In den Sozialwissenschaften wird Identität als eine „Kombination von Merkmalen und Rollenerwartungen“ (Schuppener 2005, S.32) begriffen. Der Aspekt der Rollenerwartung macht deutlich, dass das Individuum in seiner Identität nicht losgelöst von Gesellschaft und Mitmenschen betrachtet werden kann. Obwohl Behinderung aus pädagogischer Perspektive als „normale Variante menschlicher Daseinsform“ (ebd., S.27) betrachtet wird, geschieht eine Abgrenzung von Menschen mit und ohne Behinderung im sozialen Raum durch Umwelt und Gesellschaft. Schließlich sind die Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderung in vielerlei Hinsicht abhängig von ihrer gesellschaftlichen Akzeptanz und Anerkennung (ebd.,

S.30f.). Hier zeigt sich zweifelsfrei, in welchem großen Maß Behinderung die Identität beeinflusst.

Selbstbild

Das Selbstbild bedeutet nicht nur die Art und Weise, wie eine Person sich selbst sieht und als was für einen Menschen sie sich versteht. Vielmehr geht es auch darum, sich selbst spüren, erleben und hinterfragen zu können. Demnach muss für eine Arbeitsdefinition des Begriffs der Identität die Frage nach der Bedeutung von Selbstreflexion gestellt werden. Sind Menschen, die nicht in der Lage sind, sich selbstreflexiv zu begreifen, identitätslos? Schuppener entgegnet dieser Frage mit dem Vorschlag, Identität und Identitätserleben differenziert zu betrachten (2005, S.34f.). Nach Marquards und Stierles (1979) beinhaltet Identität die Selbsterfahrungen von Individuen, die im Kontext von sozialen Interaktionen entstehen. Diese Form von Individualität ist deshalb jedem Menschen zu Eigen und dementsprechend unabhängig von den jeweiligen Voraussetzungen und Fähigkeiten der Person (ebd., S.34f.). Darauf aufbauend wird das Identitätserleben als die „bewusste Erfahrbarkeit und Auseinandersetzung mit dem Selbst“ (ebd., S.34) verstanden. Erst hier spielen individuelle Voraussetzungen sowie die eigene Motivation eine Rolle und haben demzufolge keine Auswirkungen auf die Existenz der eigentlichen Identität.

Leiberfahrung

Die besondere Bedeutung des Leibes in der Identitätsentwicklung wird in den gängigen Identitätstheorien kaum mitgedacht oder als Identitätskategorie benannt (Gugutzer, 2002, S.57). Wie bereits ausgeführt steht hier häufig ein Menschenbild im Vordergrund, das den Menschen als ‚Denker:in‘ darstellt und die Reflexionsfähigkeiten in den Vordergrund rückt (Stinkes 2019, S.91).

Aus phänomenologischer Sicht kommt dem Leib die gleiche Wichtigkeit zu wie dem Denken bzw. dem Bewusstsein. Beide Einheiten können nicht voneinander getrennt betrachtet werden (Stinkes 2019, S.91/ Merleau-Ponty 1966, zitiert nach Pfeffer 1988, S.15). Es wird davon ausgegangen, dass das leibliche Erfahren, d.h. das Spüren und Wahrnehmen unserer Umwelt, spezifischer Situationen und unserer Mitmenschen jeder bewussten Reflexion vorausgeht, diese fundiert und unsere Gedanken begleitet (Pfeffer 1988, S.15). Unser spürbarer und spürender Leib ist somit die Grundvoraussetzung für unsere Wahrnehmung, über die wir den Bezug zur Welt und zu uns selber erhalten (Stinkes 2019, S.93/ Merleau-Ponty 1966, S.103). Erst durch den ‚leiblichen Kontakt‘ und eigene Bewegungen bzw. das Bewegt-werden kann eine Person sich selbst erleben, Selbstwirksamkeitserfahrungen sammeln und eigene Fähigkeiten und Möglichkeiten entdecken (Pfeffer 1988, zitiert nach Brenner 2013, S.138). Durch den Leib wird jedoch nicht nur die Welt um uns herum wahrgenommen, auch ist der Körper Ausdrucksmittel der Menschen. Nur durch die leibliche und körperliche Reaktion

kann eine Person sich selbst ausdrücken, zwischen sich und der Welt um sie herum vermitteln (Gugutzer 2002, S.132) und auf diese reagieren (Pfeffer 1988, S.29).

Insbesondere für Menschen mit einer komplexen Behinderung ist der Leib somit der zentrale Bereich des Erlebens der eigenen Person und der Umwelt und ein wichtiger Ausgangspunkt im Dialog mit den Menschen (Hachmeister 2006, nach Mohr et al. 2019, S.150). Aus diesem Grund wird der Bereich der ‚Leiberfahrung‘ in der hier vorliegenden Handreichung besonders hervorgehoben und zu den Elementen der ‚Selbstbild‘ und ‚Fremdbild‘ ergänzt.

Externe Faktoren

Es gibt eine Vielzahl an externen Faktoren, Kontexten und Strukturen, die Einfluss auf die Identität, die Identitätsentwicklung und das Identitätserleben haben. Da zu diesem Thema für den Personenkreis MmKoB nur sehr wenig Literatur existiert, wird sich vor allem auf Saskia Schuppener, Theo Klauß und Anke Langner bezogen, die sich mit dem Themenfeld Identität für den Personenkreis Menschen mit sog. geistiger Behinderung auseinandergesetzt haben. Die Erkenntnisse werden im Folgenden auch für den Personenkreis Menschen mit komplexer Behinderung abgeleitet.

Identität ist ein kontinuierlicher Prozess, welcher historisch, kulturell und sozial begründet ist, also immer auch abhängig von den gegenwärtigen sozio-gesellschaftlichen und historischen Umständen, im Sinne der lebensweltlichen Erfahrung (Lanwer 2011, S.99). Menschen mit komplexer Behinderung haben einen hohen Unterstützungsbedarf und stehen über den gesamten Alltag in unterschiedlicher Weise in Interaktion mit ihrer Umwelt. Dabei ist nicht nur die Interaktion an sich von besonderer Bedeutung, sondern auch die Qualität dieser (Schuppener 2005, S.27). Schon im Kindesalter sind MmKoB durch frühe Unterbringungserfahrungen mit Wechsel oder Verlust von Bezugspersonen konfrontiert. Auch die Beziehung zu den Eltern kann von Annahme- und Akzeptanzschwierigkeiten gekennzeichnet sein. Schuppener führt aus, dass dies unter anderem zu Schwierigkeiten führen kann, ‚Coping-Strategien‘ (Bewältigungsstrategien) aufzubauen. Diese konstruktiven Verhaltens- und Reaktionsmuster sind allerdings wesentlich für die Bewältigung von Stress, Konflikten und Krisen, etc., die sich im Rahmen der Identitätsentwicklung ergeben (ebd., S.41). Eine tendenzielle Infantilisierung von Menschen mit Behinderung in Interaktionen erschwert zusätzlich eine dialogische und gleichwertige Interaktion auf Augenhöhe (ebd., S.43).

Auch Stigmatisierungen können sich auf die Identität einer Person auswirken. Das soziale Phänomen des Stigmas nach Goffman beschreibt eine Abweichung einer Person von der jeweiligen sozialen Norm, sodass es zu einer Deskreditierung der Person kommt (Engelhardt 2010, S.126ff.). Identität setzt sich also mit den Identitätsnormen und -zuweisungen einer Gesellschaft auseinander und ist maßgebend für die Ausgestaltung sozialer Interaktionen. In der sozialen Interaktionsbeziehung kreuzen sich Fremd- und Selbstidentität und beeinflussen sich gegenseitig, sie setzen einander voraus und gestalten sich zugleich (ebd., S.126f.). Klauß

führt weiter aus, dass abwertende Vorurteile und Bevormundung im privaten und institutionellen Kontext eine positive Identitätsentwicklung erschweren (2009, S.8). Mögliche identitätsschädigende Gründe sieht Schuppener außerdem in Erfahrungen des „Nicht-verstanden-werdens“, „Erfahrungen der Über- oder Unterforderung“ sowie „Schonraum-Erfahrungen“ (2009, S.50, Abb.2: Gründe für mögliche Identitätsbeschädigungen).

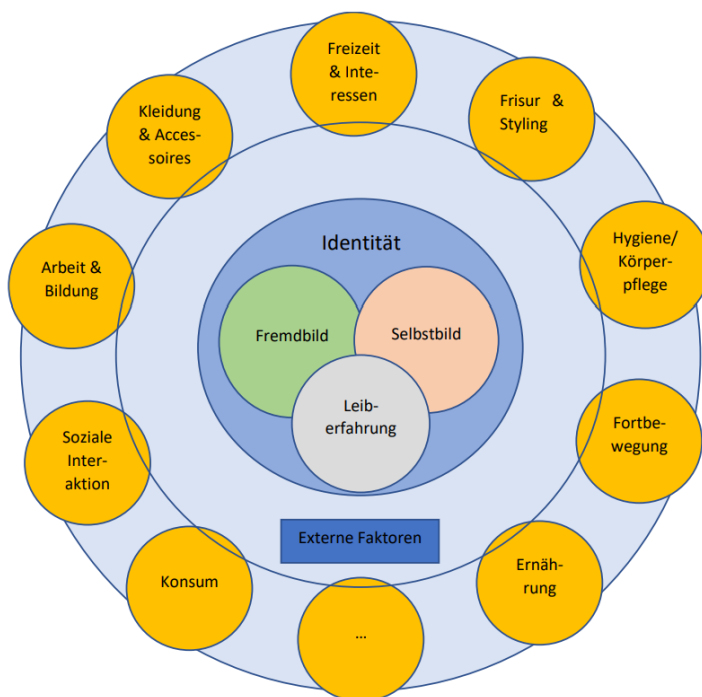
Institutionserfahrungen kennzeichnen sich durch ein deutlich höheres Fremdbestimmungspotenzial und eingeschränkte Entscheidungsmöglichkeiten (Schuppener 2009, S.50). Auch wenn es mittlerweile Bemühungen gibt, Wohnwünsche zu ermitteln und dezentrale und individuelle Wohnformen zu schaffen, war und ist der Personenkreis noch immer häufig in gemeinschaftlichen Wohnformen untergebracht. In solchen Einrichtungen können Sozialisationserfahrungen, wie eine „erlernte Bedürfnislosigkeit“ (Theunissen 2000), einer „erlernten Fügsamkeit“ (Herriger 2014) und/oder einer „erlernten Hilflosigkeit“ (Seligman 1989), eine Rolle spielen (Theunissen 2021, S.325). Vor allem der Bereich des stationären Wohnens steht in einem Spannungsfeld zwischen institutionellem und persönlichem Anspruch (Fornefeld 2008, S.164f.). In diesem Spannungsfeld kann es aufgrund unterschiedlicher Faktoren zur Vernachlässigung der individuellen Bedürfnisse kommen. Auch sind Gewalterfahrungen im institutionellen Kontext möglich (ebd., S.169); diese können sich auf Formen der Ausgrenzung, Selektion und Separation, aber auch auf direkte Formen der Gewalt beziehen (Langner 2011, S.44). Die Qualität pädagogischen Handelns ist in jedem institutionellen Kontext von besonderer Wichtigkeit und kann sich in der Lebensbegleitung und -unterstützung ebenso sehr positiv auswirken (Fornefeld 2008, S.169). Weitergehend spielen auch die Ressourcenlage, das ökonomische und kulturelle Kapital, sowie das Erleben von Körperpraxen und der Umgang mit diesen eine wichtige Rolle in der Identitätsentwicklung und im Identitätserleben (Langner 2011, S.44).

Behinderung als Kategorie ist häufig das dominante Merkmal und kann auch identitätsstiftendes Kriterium sein. Die Identität einer Person mit Behinderung wird häufig vor dem Hintergrund der Behinderung vernachlässigt und die Behinderung selbst wird Begründungsmerkmal (Brenner 2013, S.135). Im Gegensatz zu Goffmans Überlegungen wird in dieser Handreichung nicht davon ausgegangen, dass ein Stigma unweigerlich zu einer Diskreditierung und somit zu einer beschädigten Identität führen muss. Die bereits aufgeführten externen Faktoren können nicht nur Gefahren für die Identitätsentwicklung darstellen, sondern ebenso auch Chancen. Diese können sich durch eine konstruktive Auseinandersetzung mit Problemen und Krisen, wie auch durch die aktive Unterstützung der Identitätsentwicklung und -erleben ergeben (Schuppener 2009, S.52). Weitergehend steht die Identität in einem Spannungsfeld zwischen den genannten objektiven Entwicklungsmöglichkeiten und der subjektiven Entwicklungsnotwendigkeit und kann somit auch nicht von der Verantwortung getrennt werden, geeignete gesellschaftliche Verhältnisse zu konstituieren (Lanwer 2011, S.111). Wenn Behinderung als normative Zuschreibung und sozialer Prozess verstanden wird, kann von ‚behindernden‘ Umständen und Bedingungen ausgegangen werden, aber nicht von einer zwangsläufig ‚behinderten‘ Identität.

Ausblick für die Praxis

Da die Identitätsentwicklung nicht zwingend entlang bestimmter Phasen abläuft, sondern einen dynamischen, reversiblen und lebenslangen Prozess darstellt, wird sie im folgenden Schaubild kreisförmig dargestellt. Somit läuft die Identitätsentwicklung individuell unterschiedlich ab, wobei sowohl konstruktive und fortschreitende als auch negative oder stagnierende Identitätsentwicklungen möglich sind (Schuppener 2005, S.36f). Dabei verschränken sich das Selbstbild (rosa), Fremdbild (grün) und Leiberfahrungen (grau), wobei letztere eine besondere Rolle für den Personenkreis spielen. Denn erst durch den Leib kann der Mensch überhaupt auf der Welt sein, diese erfahren und mit ihr in Interaktion treten. Der spürende und spürbare Leib bietet dem Menschen Zugang zur Welt und zu seinen individuellen Erfahrungen (Merleau-Ponty 1966, S.103f). Obwohl alle Menschen uneingeschränkt ‚identitätsfähig‘ sind, gibt es externe Faktoren, die die Identitätsentwicklung und das Identitätserleben des Personenkreises beeinflussen und dementsprechend berücksichtigt werden müssen. Des Weiteren wurden mögliche Ansatzpunkte (gelbe Kreise) zur Gestaltung identitätsfördernder und -sensibler Situationen herausgearbeitet. Diese können und müssen von der Person selbst und der betreuenden Person unter Berücksichtigung individueller Bedürfnisse und Bedarfe der Person gefüllt werden. Diese Anknüpfungspunkte sind individuell zu gestalten und sollen lediglich Impulse geben und für mögliche Alltagssituationen sensibilisieren.

Obwohl in diesem Schaubild viele Elemente aufgezeigt werden, die in wechselseitigem Einfluss stehen, soll an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass jede Entwicklung Potenzial und Kapazität für individuelle Wege, Entscheidungen und Vorlieben bietet. Dies soll der Platz zwischen den Kreisen verdeutlichen.



(Schaubild: Eigene Abbildung)

Identität entwickelt sich in der Hinwendung zur sozialen und dinglichen Umwelt. Das Erleben und die Erfahrung mit und in dieser Umwelt geben die Möglichkeit, das Selbst bzw. die Identität zu erleben (Brenner 2013, S.134). Besonders der Personenkreis MmKoB ist davon abhängig, was ihm von seiner Umwelt angeboten und zugetraut wird (Schuppener 2005, S.77). Damit Alltagssituationen identitätssensibel und -unterstützend gestaltet werden können, haben sich im Rahmen dieser Handreichung vier konstituierende Elemente herausgebildet. Diese vier Elemente stehen vor der Prämisse, dass in Alltagssituationen Gelegenheiten und Räume geschaffen werden, das ‚Ich‘ oder ‚Selbst‘ zu erfahren:

„Überdauernde Interaktionsbeziehungen, und damit Gesellschaften, sind nur möglich, wenn der andere ‚weiß‘, wer ich bin. Dazu muß ich dem anderen deutlich machen, wer ich bin. Das kann ich nur, wenn ich ‚weiß‘, wer ich bin, und das wiederum hängt davon ab, was ich bislang aus meiner Umwelt erfahren habe über mich und wie ich diese Erfahrung über mich selbst zu einem Bild über mich selbst zusammenfüge, von dem ich sage: ‚Das bin ich!‘“ (Frey & Hausser 1987, zitiert nach Schuppener 2005, S.62).

Eine weitere zugrundeliegende Voraussetzung ist dabei die bedingungslose Anerkennung und Akzeptanz des Gegenübers in sozialen Interaktionen, die mit Achtung und Wertschätzung einhergehen muss (ebd., S.63). Im Folgenden werden die vier Elemente erläutert, welche auch die Grundlage für handlungsleitende Impulse für den Alltag darstellen.

Dialogisch

Soziale Interaktionen sind notwendig und von besonderer Relevanz für das menschliche Zusammenleben, aber auch für die Identität(-sentwicklung). In der Lebenswirklichkeit von Menschen mit komplexer Behinderung finden soziale Interaktionen vor allem in den jeweiligen Einrichtungen statt. Um sich subjektiven Sichtweisen zu nähern und das ‚Ich‘ erfahrbar zu machen, ist eine gleichwertige dialogische Interaktion von besonderer Bedeutung (Schuppener 2005, S.44). Erst in der Kommunikation der eigenen Wahrnehmung werden identitätsstiftende Strukturen sichtbar und verständlich: „Der Schlüssel zum Verstehen eines Menschen liegt in seinem persönlichen Erleben.“ (Pörtner 2003, S. 38). Der Personenkreis hat sehr unterschiedliche kommunikative Kompetenzen, Kommunikationsmöglichkeiten und -arten. Diese können sich auch je nach Kontext, sozialer Situation und Kommunikationspartner:innen unterscheiden. Personen ohne Verbalsprache sind im hohen Maß abhängig davon, welche kommunikativen Kompetenzen ihnen zugedacht werden und welches Material bereitgestellt wird. Auch im kommunikativen Kontext ist der Personenkreis dauerhaft von den Bezugspersonen abhängig. Die Notwendigkeit der Interpretation birgt die Möglichkeit der Fehlinterpretation und verlangt eine hohe Sensibilität bei der Deutung (nonverbaler) Kommunikationsformen. Neben der Unterstützten Kommunikation (UK) stellen unter anderem auch die basale Kommunikation und die basale Stimulation Möglichkeiten zur nicht-sprachlichen Kommunikation dar³.

³ Weiterführende Literatur und Links zu Kommunikation und UK siehe Anhang IV

Es ist wichtig, das eigene Verhalten, Vorannahmen, Deutungen sowie die eigene Haltung immer wieder zu reflektieren und sich dieser bewusst zu werden. Dabei ist ein hohes Maß an Sensibilität und Offenheit für das Gegenüber, die individuellen Kommunikationsweisen und -möglichkeiten und eine Begegnung auf Augenhöhe auf einer gemeinsamen Kommunikationsebene unerlässlich.

Prozesshaft

Dieser Handreichung liegt die Annahme zugrunde, dass jeder Mensch zu jeder Zeit eine Identität besitzt, diese jedoch nicht starr und unveränderlich ist. Es ist ein fortwährendes Erfahren des Zusammenhangs des eigenen Lebens und sich wandelnder Einflüsse auf dieses (Brenner 2013, S.133). Wie bisher herausgestellt wurde, ist der Identitätsbegriff nicht ohne Wechselwirkungen und mit der Bezogenheit zu Mitmenschen und Umwelt zu betrachten, sei es in Form von Kommunikation der eigenen Identität oder von Prägung durch äußere Umstände, wie soziale Interaktion oder Zuschreibungen. Insofern kann Identität niemals als statisch betrachtet werden, sondern muss vielmehr als dynamischer Prozess begriffen werden (vgl. Schuppener 2005, S. 35f.; Brenner 2013, S.134).

Wünsche, Vorlieben, Interessen etc. können sich im Laufe des Lebens verändern. Es ist wichtig, immer wieder neue oder erweiternde Angebote und Erfahrungsmöglichkeiten zu schaffen. Erkenntnisse sollten immer wieder auf ihre Aktualität überprüft und reflektiert werden.

Situativ

Kommunikation und Verhalten müssen immer auch im Kontext der jeweiligen Situation gedeutet werden und können nicht isoliert betrachtet und verstanden werden (Mohr et al. 2019, S.129). Bedürfnisse, Wünsche und Vorlieben, die im Alltag einen Anknüpfungspunkt bilden können oder im Kontext einer der genannten Anknüpfungspunkte für die Identitätsentwicklung stehen (siehe Schaubild), können sich je nach Situation und situativer Umständen unterscheiden und ändern. Des Weiteren ist es wichtig, den Alltag so zu gestalten, dass Möglichkeiten zur Entscheidung und zur Erfahrung der eigenen Vorlieben, Interessen, Neigungen etc. eröffnet werden. Dafür sollten in gewohnten Alltagssituationen immer wieder neue Erfahrungsspielräume und Alternativen angeboten werden. Hierbei ergibt sich ein Spannungsfeld aus professioneller Sorgebeziehung und individuellen Bedürfnissen der Person selbst. In jeder Situation muss dieses Spannungsfeld reflektiert und neu ausgehandelt werden.

Eine getroffene Entscheidung, eine Äußerung von Ablehnung oder Zustimmung, sowie der Ausdruck von Vorlieben und Interessen in der einen Situation können nicht einfach auf eine andere übertragen werden. Damit aber Entscheidungen getroffen und persönlichen Vorlieben Ausdruck verliehen werden können, ist eine kontextgebundene und sensible Situationsgestaltung notwendig.

Individuell

Identität kann auch als Individualität verstanden werden. Das Identitätserleben einer Person ist abhängig von inter- und intraindividuellen Unterschieden, individuellen Möglichkeiten und Interesse an einer Erfahrbarkeit und Auseinandersetzung mit dem eigenen Identitätserleben (Schuppener 2009, S.46f.). Menschen mit Komplexer Behinderung haben ein individuelles und komplexes Gefüge aus Potentialen und Bedarfen und auch die Lebenswirklichkeit und -kontexte dieses heterogenen Personenkreises sind immer individuell zu betrachten. Somit sind die Alltagserfahrungen, Zuschreibungen und Subjektivität der Bezugspersonen unlösbar miteinander verwoben (Fornefeld 2008, S.78).

Die individuellen Bedürfnisse, Bedarfe, Potentiale, Vorlieben und Interessen sind Ausgangspunkt für die identitätssensible und identitätsfördernde Begleitung und Unterstützung. Dabei ist das eigene Verhalten und die eigene Subjektivität immer mit zu betrachten und zu reflektieren.

Schlussfolgerung und wichtige Hinweise

Die Entwicklung einer eigenen Identität geht mit dem Treffen von Entscheidungen einher, sei es in Bezug auf die eigene Person (z.B. ‚Was möchte ich anziehen? ‘) oder die materielle wie soziale Umwelt (z.B. ‚Wo und mit wem möchte ich wohnen?’). Dies setzt jedoch zunächst voraus, dass eine Person selber entdeckt, was sie überhaupt mag und lernt, dass sie eigene Entscheidungen treffen kann. Der Erwerb dieser grundlegenden Fähigkeiten und die Entwicklung der Identität kann bei Menschen mit einer Komplexen Behinderung durch die aufgeführten vier handlungsleitenden Elemente auch in Kombination oder durch bereits bestehende und etablierte Konzepte unterstützt werden.

Um ein Verständnis von der eigenen Entscheidungsfähigkeit erhalten zu können, muss ein Mensch zunächst Selbstwirksamkeit erfahren (Weingärtner 2005, S.119). Er muss also erkennen, dass seine Handlungen und seine Kommunikation grundsätzlich etwas bewirken und Effekte in der materiellen wie sozialen Umwelt hervorrufen können und er somit aktiv auf seine Umwelt einwirken kann (ebd.). Um diesen Prozess und somit letztlich auch die Entscheidungsfähigkeit zu unterstützen, kann das Konzept der Basalen Selbstbestimmung nach Weingärtner genutzt werden. Auch das Konzept der Unterstützten Entscheidungsfindung nach Watson kann herangezogen werden, um gemeinsam mit dem Personenkreis ein Bewusstsein für Entscheidungsmöglichkeiten zu schaffen und ihn zur Entscheidungsfindung zu befähigen. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der Förderung der Responsivität der Unterstützungspersonen (Watson 2016, S.364), denn diese müssen die Kommunikation ihres Gegenübers wahrnehmen, sensibel interpretieren und darauf reagieren können. Nur wenn die Gewissheit besteht, dass die eigenen Handlungen verstanden und beantwortet werden, tritt ein Mensch in Interaktion (Fröhlich 2015, S.11). Der Zugang zur Kommunikation und Wahr-

nehmung der eigenen Person und der Umwelt kann dabei u.a. über den Körper und Leib erfolgen, da der Körper den zentrale Erlebensbereich darstellt und somit zum Ausgangspunkt für Kommunikation wird (Hachmeister 2006, S.153). Diesem Ansatzpunkt folgt beispielsweise das Konzept der Basalen Stimulation nach Fröhlich. Weiterführend gibt es außerdem etablierte Konzepte und Methoden, die helfen, gemeinsam mit der Person mit einer komplexen Behinderung den bisherigen Lebensweg in den Blick zu nehmen und persönliche Ziele, Wünsche und Möglichkeiten für die Zukunft zu erarbeiten. Dies trifft beispielsweise auf die Biografiearbeit und die Persönliche Zukunftsplanung zu, die jeweils vielfältige Methoden bieten, um sich der persönlichen Sichtweise einer Person anzunähern. Die Auseinandersetzung mit diesen Thematiken ist jedoch voraussetzungsvoll, in dem Sinne, dass oft bereits eine Entscheidungsfähigkeit vorausgesetzt wird. Eine ausführlichere Beschreibung der genannten Konzepte inklusive Links und weiterführender Literatur befindet sich im Anhang (siehe Anhang III).

Schlussendlich ist festzuhalten, dass die vorliegenden theoretischen und konzeptionellen Überlegungen, verwendete Literatur, Methoden und Konzepte immer auf die individuellen Bedürfnisse und Bedarfe sowie die spezifischen Lebenskontexte und -bedingungen hinsichtlich der zu unterstützenden Person zu reflektieren und zu überprüfen sind. Aufgrund der Heterogenität und Komplexität des Personenkreises können diese auch flexibel und kreativ genutzt werden.

Beispielhaft am Anknüpfungspunkt ‚Kleidung‘ dargestellt, befindet sich im Anhang (siehe Anhang V) eine Tabelle, welche die genannten drei konstituierenden Ebenen von Identität, externe Faktoren sowie Herausforderungen praxisorientiert zusammenfasst und auch die vier handlungsleitenden Elemente am Beispiel Kleidung veranschaulicht.

Literaturverzeichnis

- Brenner, Gerhard 2013: Lebensgeschichte(n) entdecken und bewahren. Biografiearbeit mit Menschen mit schwerer Behinderung. Würzburg: edition bentheim.
- Conzen, Peter 2020: Erik H. Erikson. Grundpositionen seines Werkes. W. Kohlhammer Verlag: Stuttgart.
- Doose, Stefan 2011: „I want my dream“. Persönliche Zukunftsplanung. Neue Perspektiven und Methoden einer personenzentrierten Planung mit Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen. Online verfügbar unter: <http://bidok.uibk.ac.at/library/doose-zukunftsplanung.html> [29.12.2021].
- Engelhardt v., Michael 2010: Erving Goffman: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. In: Jörissen, Benjamin; Zirfas, Jörg (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fornefeld, Barbara 2008: Menschen mit Komplexer Behinderung – Klärung des Begriffs. In: Fornefeld, Barbara (Hg.): Menschen mit Komplexer Behinderung. Selbstverständnis und Aufgaben der Behindertenpädagogik. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Frey, Hans Peter; Hausser, Karl 1987: Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung. Stuttgart: Enke Verlag.
- Fröhlich, Andreas 2015: Basale Stimulation – ein Konzept für die Arbeit mit schwer beeinträchtigten Menschen. Düsseldorf: Verlag selbstbestimmtes Leben.
- Gugutzer, Robert 2002: Leib, Körper und Identität: eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hachmeister, Bernd 2006: Psychomotorik bei Kindern mit Körperbehinderungen: Entwicklung und Förderung. München: Reinhardt.
- Internationaler Förderverein Basale Stimulation e.V. 2020: Basale Stimulation im Kontext Pädagogik und Pflege: Zwei Beispiele aus der Praxis. Online verfügbar unter: https://basalestimulation.de/wpcontent/uploads/2020/08/Praxisbeispiel_Paedagogik_Pflege_Homepage.pdf [29.12.21].
- Klauß, Theo 2009: Identität, geistige Behinderung und seelische Gesundheit – eine Einleitung. In: Dobslaw, Gudrun; Klauß, Theo: Identität, geistige Behinderung und seelische Gesundheit. Dokumentation der Arbeitstagung der DGSGB am 14.11.2008 in Kassel. Online verfügbar unter: <https://dgsb.de/downloads/materialien/Band19.pdf> [10.01.22].
- Langner, Anke 2011: Behindertwerden, Geschlecht und Identitätsarbeit. In: Mürner, Christian; Sierck, Udo (Hrsg.): Behinderte Identität?. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher.
- Lanwer, Willehad 2011: Gibt es eine „behinderte“ Identität? – Überlegungen zur Paradoxie der Funktionalität der Macht. In: Mürner, Christian; Sierck, Udo (Hrsg.): Behinderte Identität?. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher.
- Lindmeier, Christian 2013: Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Ein Praxisbuch für Einzel- und Gruppenarbeiten. Weinheim: Beltz Juventa.

- Merleau-Ponty, Maurice 1966: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin: de Gruyter
- Mohr, Lars; Zündel, Matthias; Fröhlich, Andreas 2019: Basale Stimulation – Das Handbuch. Bern: Hogrefe Verlag.
- Pfeffer, Wilhelm 1988: Förderung schwer geistig Behinderter: eine Grundlegung. Würzburg: Ed. Bentheim
- Pörtner, Marlis 2003: Brücken bauen. Menschen mit geistiger Behinderung verstehen und begleiten. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schuppener, Saskia 2005: Selbstkonzept und Kreativität von Menschen mit geistiger Behinderung. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Schuppener, Saskia 2009: Muss die Identität bei Menschen mit geistiger Behinderung beschädigt sein?. In: Dobslaw, Gudrun; Klauß, Theo: Identität, geistige Behinderung und seelische Gesundheit. Dokumentation der Arbeitstagung der DGSGb am 14.11.2008 in Kassel. Online verfügbar unter: <https://dgsgb.de/downloads/materialien/Band19.pdf> [10.01.22].
- Stinkes, Ursula 2019: Bildung als Antwort auf die Not und Nötigung, sein Leben zu führen. In: Fornefeld, Barbara (Hg.): Menschen mit Komplexer Behinderung. Selbstverständnis und Aufgaben der Behindertenpädagogik. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Suhrweiler, Horst 1999: Geistige Behinderung. Luchterhand. Neuwied, Kriftel, Berlin.
- Theunissen, Georg 2021: Basiswissen Autismus und komplexe Beeinträchtigungen. Lehrbuch für die Heilerziehungspflege, Heilpädagogik und (Geistig-) Behindertenhilfe. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.
- Watson, Joanne 2016: The right to supported decision-making for people rarely heard. Deakin University; Melbourne, VIC Australia.
- Weingärtner, Christian 2005: Selbstbestimmung und Menschen mit schwerer geistiger Behinderung. Online verfügbar unter: <https://publikationen.unituebingen.de/xmlui/bitstream/handle/10900/47332/pdf/ydisscopy.pdf?sequence=1&isAllowed=y> [12.12.21].

Anhang

Anhang I

Personenkreis Menschen mit Komplexer Behinderung

Barbara Fornefeld hat mit dem Namen ‚Menschen mit Komplexer Behinderung‘ einen Personenkreis benannt, welcher in gängigen Definitions- und Deutungsschemata nicht hinreichend berücksichtigt wird. Der Name verweist dabei auf das komplexe Gefüge von Lebensbedingungen und spezifische Lebenssituationen wie auch auf Potenziale und Bedarfe dieser Menschen in den jeweiligen Lebenskontexten und darf nicht als Definition oder Eigenschaftsbeschreibung verstanden werden (vgl. Fornefeld 2008, S.76f). Es handelt sich dabei um eine sehr heterogene Gruppe, welche aber als ‚gemeinsame‘ Merkmale häufig über keine (ausreichende) Verbalsprache verfügt, abweichendes Verhalten zeigt, durch einen hohen Unterstützungsbedarf von Bezugspersonen abhängig ist sowie den gleichen Exklusionserfahrungen und der Gefahr, als Pflegefälle abgestempelt zu werden ausgesetzt ist (vgl. ebd., S.58). *“Die Lebenswirklichkeit des Menschen mit Komplexer Behinderung ergibt sich aus der komplexen Verwobenheit seiner physischen und psychischen Verfasstheit mit seinem Erfahrungshorizont und dem aktuellen Lebenskontext, in dem Alltagserfahrung, Subjektivität und Bedeutungszuschreibungen seitens der Bezugsperson eine unlösbare Einheit bilden.”* (Fornefeld 2008, S.78). Der eigene Erfahrungshorizont und die eigene Subjektivität beeinflussen demnach auch das, was am Menschen mit Behinderung wahrgenommen und wie der Umgang mit ihm gestaltet wird und können nicht vom dem Phänomen Behinderung getrennt werden. Dieser Personenkreis und der damit einhergehende phänomenologische Zugang zu Behinderung stehen im Zentrum der folgenden theoretischen sowie konzeptionellen Überlegungen.

Anhang II

Phasenmodell nach Erik Erikson

Phasen der Entwicklung	
1.	Säuglingsalter (Geburt bis zum 1. Lebensjahr)
2.	Kindesalter (1. bis 12. Lebensjahr) <ul style="list-style-type: none"> a) frühe Kindheit (1. bis 6. Lebensjahr) b) mittlere Kindheit (6. bis 10. Lebensjahr) c) späte Kindheit (10. bis 12. Lebensjahr)
3.	Jugendalter (12. bis 18. ff. Lebensjahr)
4.	Erwachsenenalter
5.	Alter

(Tabelle 2: vgl. Gudjons, Herbert; Traub, Silke 2020: Pädagogisches Grundwissen. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt)

	1	2	3	4	5	6	7	8	
I Säuglingsalter	Urvertrauen gg. Misstrauen				Unipolarität gg. vorzeitige Selbst- differenzie- rung				I Säuglings- alter
II Kleinkind- alter		Autonomie gg. Scham und Zweifel			Biopolarität gg. Autismus				II Kleinkind- alter
III Spielalter			Initiative gegen Schuldgefühl		Spiel-Identifi- kation gg. (ödpale) Phantasie- Identitäten				III Spielalter
IV Schulalter				Wertsinn gg. Minder- wertigkeits- gefühl	Arbeits- identifikation gg. Identitätssperre				IV Schulalter
V Adoles- zenz	Zeitperspek- tive gg. Zeitdiffusion	Selbstgewiß- heit gg. pein- liche Identitätsbewußt- heit	Experimentie- ren mit Rollen gg. negative Identitätswahl	Zutrauen zur eigenen Leistung gg. Arbeits- lähmung	Identität gg. Identitäts- diffusion	Sexuelle Identität gg. bisexuelle Diffusion	Führungs- polarisierung gg. Autori- tätssdiffusion	Ideologische Polarisierung gg. Diffusion der Ideale	V Adoles- zenz
VI Frühes Er- wachsenen- alter					Solidarität gg. soziale Isolierung	Intimität gg. Isolierung			VI Frühes Er- wachsenen- alter
VII Er- wachsenen- alter							Generativität gg. Selbst- Absorption		VII Er- wachsenen- alter
VIII Reifes Er- wachsenen- alter								Integrität gg. Lebens-Ekel	VIII Reifes Er- wachsenen- alter

(Tabelle 2: vgl. Erikson, Erik H. 1966/2000: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main: Suhrkamp)

Anhang III

Unterstützte Entscheidungsfindung (Joanne Watson)

Die Unterstützte Entscheidungsfindung (supported decision making) für Menschen mit komplexer Behinderung nach Watson, ist ein interdependenter Prozess zwischen den Menschen mit komplexer Behinderung und ihren Unterstützer:innen. Die Person, die mit der Entscheidung konfrontiert ist, kann dabei ihre Präferenzen und ihren Willen auf sehr unterschiedliche Weise zum Ausdruck bringen, zum Beispiel durch Mimik, Körpersprache, Gestik oder physiologische Reaktionen. Die Unterstützer:innen müssen in diesem Prozess darauf reagieren, indem sie diese Ausdrucksweisen anerkennen bzw. wahrnehmen (acknowledging), interpretieren (interpreting) und entsprechend Handeln (acting). So können Menschen mit komplexer Behinderung bei der Entscheidungsfindung unterstützt werden. Dieser dynamische Prozess basiert auf der Annahme, dass die Entscheidungsfindung ein universelles Konstrukt ist, welches den Menschen in den Mittelpunkt stellt und die notwendige Unterstützung dafür bereitstellt (Watson 2016, S.356). Die Förderung der Responsivität der Unterstützer:innen ist dabei eine entscheidende Strategie bei der Unterstützten Entscheidungsfindung mit Menschen mit komplexer Behinderung. Watson stellt Schlüsselfaktoren heraus, welche



die Responsivität der Unterstützer:innen begünstigen. Diese Faktoren bestehen aus der Kommunikationsabsicht der unterstützten Person, der Wahrnehmung und der Einstellung der Unterstützer:innen, dem Funktionieren von Unterstützer:innen Kreisen, dem Grad der Beziehungsnähe zwischen Unterstützer:innen und unterstützten Personen, sowie institutionelle Merkmale (ebd., S.364). Die bestehende Abbildung zeigt den methodischen Rahmen für die Unterstützte Entscheidungsfindung in vier Phasen.

(Watson 2016, S.160)

Weiterführende Literatur und Links zur Unterstützten Entscheidungsfindung:

- Lernmodul und Checkliste zur Unterstützten Entscheidungsfindung: The La Trobe Support for Decision Making Practice Framework Learning Resource. Online verfügbar unter: <https://www.supportforddecisionmakingresource.com.au/>

Basale Selbstbestimmung (Dr. Christian Weingärtner)

Das Konzept der Basalen Selbstbestimmung wurde entwickelt, um die Selbstbestimmungs-idee auch für Menschen mit einer schweren geistigen Behinderung umsetzbar zu gestalten (Weingärtner 2005, S.19). Das Konzept besteht aus drei übergreifenden Elementen: Dem Selbstentscheiden, dem Erfahren der eigenen Wirkung, sowie der Selbsttätigkeit. Weingärtner zeigt hierbei auf, dass dem Treffen von eigenen Entscheidungen (Selbstentscheiden), etwa im Anschluss an Fragen oder mögliche Auswahlmöglichkeiten durch eine betreuende Person, die Erfahrung der eigenen Wirksamkeit als fundamentaler Grundstein vorausgehen muss. Denn nur, wer erfahren hat, dass er selbst etwas bewirken kann, wird auch zwischen zwei Alternativen wählen können (ebd., S.119). Hierfür wiederum ist es wichtig, dass eine Person lernt zu unterscheiden, welche Erfahrungen er/sie selbst verursacht hat, und welche von einer anderen Person verursacht wurden. Die ‚Selbsttätigkeit‘ meint in diesem Falle „jede Form der selbstgesteuerten motorischen Aktivität“ (ebd., S.130), die „aus eigenem Impuls beginnt und im eigenen Rhythmus verläuft“ (ebd.). Der Person wird so die Möglichkeit gegeben, ihre persönliche Entscheidung frei und nach eigenen Vorstellungen auf der Handlungsebene umzusetzen, anstatt den Fokus auf das direkte Antworten zu legen (ebd., S.34). Der Selbsttätigkeit kommt somit die Funktion des ‚Entscheidenlassens‘ zu (ebd.).

Weiterführende Literatur und Links zur Basalen Selbstbestimmung:

- Weingärtner, Christian 2005: Selbstbestimmung und Menschen mit schwerer geistiger Behinderung. Online verfügbar unter:
<https://publikationen.unituebingen.de/xmlui/bitstream/handle/10900/47332/pdf/ydisscopy.pdf?sequence=1&isAllowed=y>.

Basale Stimulation (Andreas Fröhlich)

Das Konzept der basalen Stimulation ist ein körper- und handlungsbasiertes Konzept, das sich an Menschen richtet, deren Zugang zur Welt sich hauptsächlich über den körpernahen Raum zu öffnen scheint. Über basale, körpernahe Berührungs- und Bewegungsangebote wird die Entdeckung der eigenen Person bzw. des eigenen Körpers und individueller Möglichkeiten sowie die Entdeckung der menschlichen und dinglichen Umwelt unterstützt, wobei der Fokus auf der Kontakt- und Kommunikationsgestaltung liegt (Fröhlich 2015, S.9). Durch die sensible Beobachtung und Interpretation vitaler Lebenszeichen (wie einer veränderten Muskelspannung oder Variationen im Atemrhythmus) können Veränderungen in der Wahrnehmung oder Befindlichkeit einer Person situationsspezifisch erkannt und angemessen auf diese reagiert werden. Dies ist eine wichtige Voraussetzung, um der Person die Möglichkeit zu eröffnen, sich selber als handelnde, eigenaktive und autonome Persönlichkeit wahrzunehmen (ebd., S.10) und in eine kommunikative Interaktion zu treten. Basis des Konzepts sind systematisch in den Alltag eingebundene, individuell angepasste, körpernahe Erfahrungen und gezielte Anregung aller Sinne, z.B. durch somatische, vestibuläre und vibratorische Angebote (Internationaler Förderverein Basale Stimulation e.V. 2020, S.2). Um die

basalen Angebote umsetzen zu können wird in engem (Körper-) Kontakt gearbeitet, wobei die besondere Wichtigkeit besteht, stets die Balance zwischen Nähe und Distanz sensibel und individuell zu reflektieren (ebd., S.2).

Weiterführende Literatur und Links zur Basalen Stimulation:

- Fröhlich, Andreas 2015: Basale Stimulation – ein Konzept für die Arbeit mit schwer beeinträchtigten Menschen. Düsseldorf: Verlag selbstbestimmtes Leben.
- Mohr, Lars; Zündel, Matthias; Fröhlich, Andreas 2019: Basale Stimulation – Das Handbuch. Bern: Hogrefe Verlag.
- Website des Internationalen Fördervereins Basale Stimulation e.V.: <https://basale-stimulation.de/>

Persönliche Zukunftsplanung und Biografiearbeit

Die Konzepte der Persönlichen Zukunftsplanung und Biografiearbeit werden an dieser Stelle zusammengefasst, da sie Methoden darstellen, die die Identitätsentwicklung von Personen mit komplexen Behinderungen bereichernd unterstützen können, jedoch zu einem anderen Zeitpunkt ansetzen, als die oben genannten Konzepte. Im Gegensatz zu den bisher aufgeführten Konzepten setzen die Persönliche Zukunftsplanung und Biografiearbeit eher weniger begleitend im Alltag an, sondern werden zu bestimmten Zeitpunkten, wie etwa Umbruchsphasen (Umzüge, Übergang von der Schule ins Arbeitsleben, etc.) angewendet und durchgeführt (Doose 2011, o.S.). Bei der Biografiearbeit wird einer Person die Möglichkeit eröffnet, sich bewusst mit dem bisherigen persönlichen Lebensweg und zukünftigen Zielen auseinanderzusetzen. Dabei steht die Stärkung der Person und ihrer individuellen Besonderheiten im Vordergrund, ebenso wie die Befähigung zum Übernehmen von Eigenverantwortung und das Verbinden von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Der Prozess kann auch nach Möglichkeit im individuellen Alltag weitergeführt werden (Lindmeier 2013, S.24f). Es gibt verschiedene methodische Ansätze und Umsetzungsmöglichkeiten. So kann beispielsweise mit kreativen und aktivitätsorientierten Angeboten, gesprächsorientierten (z.B. Erzählungen) oder dokumentationsorientierten (z.B. mithilfe von Erinnerungen und „Andenken“) Angeboten gearbeitet werden (ebd., S.32). Das Buch von Christian Lindmeier (2013) enthält hierzu eine Methodensammlung.

Die Persönliche Zukunftsplanung fokussiert im Gegensatz zur Biografiearbeit die Zukunft und die individuelle Gestaltung der Lebensräume einer Person mit all ihren Vorlieben, Ressourcen, Möglichkeiten und Wünschen. Dabei kann sie alle Lebensbereiche umfassen. Gemeinsam mit einem Unterstützer:innenkreis wird nach zukünftigen Zielen und deren möglicher Umsetzung gesucht. Die planende Person steuert den Prozess dabei nach Möglichkeit selber. Neben der Gestaltung von individuellen Unterstützungsmöglichkeiten geht es dabei auch um die Veränderung und Weiterentwicklung von Dienstleistungen und Organisationen. Die persönliche Zukunftsplanung umfasst vielfältige Methoden, die individuell ausgewählt und angepasst werden können. (Doose 2011, o.S.)

Weiterführende Literatur und Links zur Biografiearbeit

- Lindmeier, Christian 2013: Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Ein Praxisbuch für Einzel- und Gruppenarbeiten. Weinheim: Beltz Juventa.
- Lindmeier, Christian 2016: Mit Menschen mit schweren und mehrfachen Beeinträchtigungen biografisch arbeiten – wie geht das? In: Bernasconi, Tobias; Böing, Ursula (Hrsg.): Schwere Behinderung & Inklusion. Oberhausen: Athena- Verlag.

Weiterführende Literatur und Links zur Persönlichen Zukunftsplanung

- Niehoff, Ullrich (2016): Persönliche Zukunftsplanung. In: Hedderich, Ingeborg; Biewer, Gottfried; Hollenweger, Judith, Markowetz, Reinhard (Hrsg.): Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt
- Erläuterungen und Materialien zu den verschiedenen Methoden sind zu finden unter: <https://www.persoenliche-zukunftsplanung.eu/materialien/methoden-ueberblick.html>
- Erklärfilm zur persönlichen Zukunftsplanung vom Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung e.V. - Youtube: <https://www.youtube.com/watch?v=23jALmhelrY>

Anhang IV

Unterstützte Kommunikation

Weiterführende Literatur und Links zur (Unterstützten) Kommunikation

- Bauersfeld, S. 2010: Möglichkeiten der Kommunikation von Menschen mit schwerer Behinderung - der Körper als Kommunikationsmedium. In: Maier-Michalitsch, N. J.; Grunick, G. (Hrsg.): Leben pur - Kommunikation bei Menschen mit schweren und mehrfachen Behinderungen. Düsseldorf: Verlag Selbstbestimmtes Leben.
- Boenisch, Jens 2016: Verständigung ermöglichen. Neue Ansätze zur Sprachförderung von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung. In: Bernasconi, Tobias, Böing, Ursula: Schwere Behinderung & Inklusion. Facetten einer nichtausgrenzenden Pädagogik. Oberhausen: Athena Verlag.
- Hansen, Franca; Klug, Sarah 2013: "Intensive Interaction". In: Angela Hallbauer (Hg.): UK kreativ! Wege in der Unterstützten Kommunikation. Karlsruhe: von Loeper-Literaturverlag.
- Henning, Birgit 2011: Interaktion und Kommunikation zwischen Menschen mit schwerster Behinderung und ihren Bezugspersonen: Aspekte des Gelingens. In: Fröhlich, Andreas; Heinen, Norbert, Klauß, Theo; Lamers, Wolfgang (Hrsg.): Schwere und mehrfache Behinderung – interdisziplinär. Oberhausen: Athena Verlag.
- Mall, W. 2001: Basale Kommunikation - Sich begegnen ohne Voraussetzungen. In: Fröhlich, A.; Heinen, N. & Lamers, W. (Hrsg.): Schwere Behinderung in Praxis und Theorie. Ein Blick zurück nach vorn. Düsseldorf: Verlag Selbstbestimmtes Leben.
- Nußbeck, Susanne 2000: Gestützte Kommunikation: Ein Ausdrucksmittel für Menschen mit geistiger Behinderung. Hogrefe Verlag.
- Scholz, M.; Wagner, M.; Stegkemper, J. M. 2021: Beobachtungsbogen zu kommunikativen Fähigkeiten – Revision. Online verfügbar unter: <https://www.bkf-r.de> [10.01.22].
- Wachsmuth, Susanne 2006: Kommunikative Begegnungen : Aufbau und Erhalt sozialer Nähe durch Dialoge mit unterstützter Kommunikation. Würzburg: Ed. Bentheim.

Anhang V

Beispiel	Fremdbild	Selbstbild	Leiberfahrung	Externe Faktoren	Mögliche unterstützende Methoden	Mögliche Herausforderungen
Kleidung	<p>Von außen sichtbar und wahrnehmbar</p> <p>Gestaltung und Ausdruck des Selbst durch (bestimmte) Kleidungswahl</p> <p>Ausdruck von Individualität und (Gruppen-) Zugehörigkeit</p> <p>Kleidung sorgt dafür, dass Zuschreibung (funktionelle Kleidung) und Rollenerwartung (geschlechtsspezifische Kleidung) sichtbar werden → Stigmatisierung</p>	<p>Selbstwirksamkeit durch Selbstentscheiden und dem Erfahren der eigenen Wirkung</p> <p>Selbsterfahrung über die Möglichkeit, Kleidung auszuwählen und wahrzunehmen</p> <p>Individualität und (Gruppen-) Zugehörigkeit erleben und ausleben</p> <p>Möglichkeit, Vorlieben und Interessen zu entdecken, zu erweitern und zu ermöglichen</p> <p>Identitätserleben: bewusste Erfahrbarkeit und Auseinandersetzung mit dem Selbst durch Kleidung/ Kleiderauswahl (Abhängig von persönlichen Voraussetzungen und Interessen an einer bewussten Auseinandersetzung mit sich selbst)</p>	<p>Wahrnehmen, Spüren und Erfahren von Kleidung → Materiell und sensorisch: Haptik, Stoffe, Farben, Muster, Motive, Knöpfe, Verschlüsse, Funktionen</p> <p>Selbstwirksamkeit im Sinne eines positiven Körpergefühl durch Kleidung</p> <p>Selbsterfahrung vor dem Spiegel (Person sieht sich in der Kleidung)</p>	<p>Fremdwahrnehmung : Rollenbilder (z.B. Geschlechterrollen), Zuschreibungen</p> <p>Ressourcenlage (Ökonomisches und kulturelles Kapital, Personal, Zeit um Kleidung zu kaufen, auszuwählen und zu thematisieren)</p> <p>Gesellschaftliches Bild von Behinderung anhand von Kleidung (Äußerlichkeit wird weniger Bedeutung beigemessen, da Behinderung häufig als dominantes Merkmal wahrgenommen wird)</p> <p>Institutionserfahrung → Fremdbestimmung, Bevormundung (vorausgewählte Kleidung, praktische Kleidung)</p>	<p>Basale Selbstbestimmung</p> <p>Unterstützte Entscheidungsfindung</p> <p>Unterstützte Kommunikation, Kommunikationsförderung</p> <p>Kreative und individuelle Methoden</p> <p>Austausch und Reflexion mit Unterstützer:innen und Bezugspersonen</p> <p>Supervision</p> <p>Etc...</p>	<p>Zeitliche und personelle Ressourcen</p> <p>Kleidung erfahrbar machen (Beschaffenheit, Material, Aussehen, Message, Funktion, Zugehörigkeit)</p> <p>Regelmäßig erweiternde Angebote und Erfahrungsmöglichkeiten schaffen (Thinking out of the box)</p> <p>Selbstbestimmung und Entscheidungsfindung können Überforderung auslösen</p> <p>Individuelle Bedürfnisse und Bedarfe erkennen</p> <p>Kommunikation sensibel und situationsspezifisch interpretieren (z.B. Zustimmung, Ablehnung)</p> <p>Spannungsfeld zwischen individuellen und institutionellen Ansprüchen</p>

Beispiel	Dialogisch	Prozesshaft	Situativ	Individuell
Kleidung	<p>Kleidung zum Thema einer kommunikativen Interaktion machen (Individuelle Kommunikationsweisen und -möglichkeiten beachten) → gemeinsame Kommunikationsebene finden</p> <p>Fremdbestimmung und mögliche Machtbeziehungen und Strukturen reflektieren (z.B. vorausgewählte Kleidung, Einflussnahme auf Entscheidungsrichtung)</p>	<p>Vorlieben, Interessen etc. (z.B. das Tragen von Sportkleidung) können sich jederzeit ändern, daher sollten bestehende Interesse überprüft und neue Alternativen und Erfahrungsmöglichkeiten geboten werden (z.B. neue Stoffe zum Fühlen, neue Farben und Modelle zum Tragen etc.)</p>	<p>Identitätsfördernde Situationsgestaltung sollte im Mittelpunkt stehen, mit Reflexion der professionellen Sorgebeziehung (z.B. Person möchte im Winter mit T-Shirt raus, jedoch packt Bezugsperson eine warme Jacke ein) → Kontextgebundene Interpretation von Entscheidungen (z.B. Tragen eines Schlafanzugs zum Frühstück am Wochenende, aber nicht in der Woche)</p>	<p>Die Vorlieben und Bedürfnisse der Person sollten die Grundlage für alle weiteren Entscheidungen und Handlungen bieten, dabei sollten eigene Vorstellungen und subjektive Überzeugungen reflektiert werden (z.B. geschlechtsspezifische Kleidung → einer Frau wird aufgrund ihres Geschlechts ein Kleid angezogen)</p>

